

Jahresbericht von Alicia Baier

Gesalzene Butter, süßes Brot, geflochtene schwarze Zöpfe bis zum Po, schräge Huayno-Rhythmen, durchfrorene Nächte trotz zweier Pullis und vierer Decken, zottelige Alpakas, Quechua, 20 Schichten übereinander gelagerter bunter Andenröcke, eine liebenswerte Unpünktlichkeit, Ají, Reggaeton, Meerschweinchenbraten, Melonenhüte, Inkacola, unendlich weit scheinende Täler und rauhe, sonnenbeleuchtete Bergketten - das ist es, das war es, Peru, die volle Dröhnung, ein Jahr lang. Nein, ich muss präzisieren: das war *Andenperu*, die volle Dröhnung.

Denn dieses Land ist so facettenreich und vielseitig wie ein Schauspieler am Wiener Burgtheater, und daher ist es kaum möglich, ein gemeinsames Wort für Costa, Sierra und Selva zu finden.

Ich nun lebte in Cusco, eingebettet in die großartigen Anden, Anlaufstelle für Machu Picchu, 3.400 m hoch, und der geheimnisvolle, rauhe Charme dieser einzigartigen Bergwelt hat mich 13 Monate lang in Besitz genommen. Das Leben hier war intensiv und dicht - und ist schwer zu beschreiben in einem zweiseitigen Artikel. Doch ich will es versuchen.

Seit dem Augenblick, als sich mir vor fast einem Jahr aus dem Bus heraus der erste atemberaubende Blick auf Cusco eröffnete, liebe ich diese Stadt - das ehemalige Herz des riesigen Inkareichs verbindet Moderne und Tradition wie kaum ein anderer Ort. Kulturfake für die Touristen, angeblich handgemachte Alpakapullis, westliche Fastfoodketten und ein Marriott Hotel verschmelzen mit jahrhundertealten Riten, mit Aberglaube, mit bunten Trachten, mit seltsam anmutenden Rhythmen, mit dem wahren Andenperu eben.

Die Touristen strömen in Massen ins Zentrum, bewundern die schöne Kolonialarchitektur, die prächtige Kathedrale, die blumengesäumte Plaza de Armas, und bekommen bei alledem wohl einen etwas einseitigen Eindruck von Cusco: etliche Straßenverkäufer und Schuhputzer, die einem alle zwei Sekunden auf englisch das Geld aus der Tasche ziehen wollen, mehr Weiße als Peruaner und überteuerte Restaurants und Cafés, wohin der Blick reicht - eine vom Tourismus regierte, langweilig-schöne Stadt also?

Welch' Glück, dass wir mehr als nur ein paar Tage an diesem besonderen Ort weilen durften - denn so kann ich jene Frage voller Nachdruck mit Nein beantworten: allein das Viertel, in dem wir wohnten, entbehrte jeglicher Touristenbude oder Fastfoodhütte, doch noch besser beschreibt dies wohl Yuncaypata, das Dorf, in dem wir im Kindergarten arbeiteten und das den totalen Kontrast zum eben erwähnten Zentrum darstellt. 20 Minuten von Cusco entfernt, und schon ist man in einer anderen Welt: ungeteerte Straßen, selbstgebaute Lehmhäuser, ein Kanal, an dem ein paar Frauen schmutzige Röcke waschen, eine Sau säugt ihre fünf quiekenden Ferkel, laut schallt eine Huayno-Melodie durch die Straßen, ein Junge in Jotas (Autoreifensandalen) treibt eine Kuhherde mit dem Stock auf die Felder, die brennende Bergsonne knallt vom überblauen Himmel, ein zerzaustes, dreckiges Kind läuft verloren über die Straße - aber was macht das schon, unter den 200 Familien, die hier wohnen, kennt jeder jeden, niemand kann verloren gehen. Eine seit Jahren verschworene Gemeinschaft, von denen manche bloß Quechua sprechen. Unmöglich, sich in solch' einem Dorf zu integrieren als Weißer? Ja und nein; es ist schwer, mit den Älteren gemeinsame Gesprächsthemen zu finden, so anders, so fremd ist diese eigenartige Welt dort oben in den Bergen. Doch bei der Arbeit mit den Kindern merkt man, dass man so verschieden gar nicht ist, hier ist Annäherung wohl am ehesten möglich.

So schön die Kulisse des kleinen Bergdorfes, so ernüchternd war oft die Arbeit dort, was jedoch bestimmt nicht an den Kindern lag; das Verhältnis zu den größtenteils faulen und herrischen Mitarbeitern war ein gespanntes, und hier lernte ich, wie sehr dies die Qualität der Arbeit einschränken kann. Doch trotz der oft einsetzenden Resignation haben wir gekämpft bis zum Ende und letztendlich bin ich zufrieden: Wir haben viel durchgesetzt, von auf Putztätigkeiten degradierten Hilfsarbeitern stiegen wir im Laufe des Jahres zu Englisch und Geographie unterrichtenden Lehrkräften auf.

Seltsam, im Altenheim gab es solcherlei Probleme nie. Harmonie unter den Mitarbeitern, kein Gefühl der Unterordnung, sondern Begegnung auf gleicher Höhe. Und wie viel mehr Spaß macht da die Arbeit mit einem Mal! Dass wir hier definitiv mehr Routinetätigkeiten verrichten mussten als in Yuncaypata, störte nicht, denn das Verhältnis zu den Mitmenschen stimmte, und gemeinsam arbeitet es sich einfach besser. Und nicht nur die Mitarbeiter und Nonnen zeigten ihre Dankbarkeit, nein, es waren vor allem die Herzlichkeit und Liebe, die die alten Menschen mir zukommen ließen, die mir die Arbeit im Altenheim versüßten. Schwer zu sagen, wer sich mehr freute, wenn ich morgens in meiner Station ankam und mir von allen Seiten freundliche Grußworte entgegengebracht wurden. Einige dieser bejahrten Damen und Herren haben einen großen Platz in meinem Herzen eingenommen, und ich werde sie so schnell nicht vergessen.

Ein Jahr Peru - unmöglich, all das Erlebte niederzuschreiben. Was haben wir nicht alles gesehen, unternommen, erfahren und getan! Von absurd-grausamen Hahnenkämpfen, blutigen Schweineschlachtungen und bunten Dorfhochzeiten über exzessiv praktiziertes Salsatanzen und ein buchstäblich wildes Wildwasser-Rafting bis zu durchfeierten Nächten und allerlei Wochenendausflügen in die nähere Umgebung. Von den Reisen in andere Klimazonen (Costa, Selva) und Länder ganz zu schweigen!

Etwa 3.500 Fotos habe ich während der letzten 13 Monate geschossen, aber unendlich viel mehr sind in meinem Kopf abgespeichert. Bilder und Erfahrungen, die mir keiner mehr nehmen kann, und die ich jedem wärmstens empfehle selbst zu machen!

Inwiefern hat mich das Jahr nun verändert, bin ich reifer, sozialer, ein anderer Mensch geworden? Ja, ich glaube, von allem ein bisschen: die Reife kam mit der Verantwortung, die man plötzlich trägt, wenn man mit einem Male ohne Eltern, ohne all die vertrauten Menschen aus Deutschland in einer völlig fremden, kulturell komplett anderen Umgebung zurecht kommen muss; sozialer wird man automatisch, denn neben den Kranken sind Kinder und alte Menschen die beiden Gruppen, die am meisten auf die Hilfe anderer angewiesen sind; und zumindest eine leichte Veränderung, sei es im Charakter, Wesen, in der Lebensart, der Einstellung oder sonst einem Punkt, der einen Menschen ausmacht, ist nicht zu vermeiden - so weit ab von zuhause, von den gewohnten Mustern und Gewohnheiten, legt man zwangsläufig Altes ab und eignet sich Neues an.

Doch wie stark dieser Wandel tatsächlich ist, wird sich wohl erst zeigen, wenn wir in Deutschland wieder in unser frühere Leben eintauchen.

Eines ist jedoch sicher: früher selbstverständliche Dinge wie zu jeder Tages- und Nachtzeit verfügbares fließendes Wasser, eine Heizung im Winter und Käsespätzle mit Röstzwiebeln auf der Speisekarte - all das sind Dinge, die wohl ein jeder von uns zumindest in der ersten Zeit ganz besonders schätzen wird!